Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 16 (1926)

Heft: 33

Artikel: Die Geschichte des Heinrich Lentz [Fortsetzung]

Autor: Huggenberger, Alfred

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-643610

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 33
XVI. Jahrgang
1926

Bern
14. August
1926

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern
Redaktion: Dr. Hans Bracher, Muristraße Nr. 3 (Telephon Christoph 31 42); Jules Werder, Neuengasse Nr. 9 (Telephon Bollwerk 33 79)

Drei Wanderbilder von Walter Dietiker.

Wegrast

Der Strom singt noch im Tale,
Sonst Ruhe fern und nah;
Mit ihrem gold'nen Strahle
Sind schon die Sterne da.

Nun still der Tag entrollte,
Erschau' ich sie beglückt
Und allem, was ich wollte,
Bin selig ich entrückt.

Und Wanderstab und Lieder
Häng' ich an einen Stern;
Er lächelt mild hernieder,
Schwebt nun so hoch und fern.

Nur manchmal klingt noch leise
Ein dunkelgoldner Ton . . .

Mein Stab träumt von der Reise . . .
Ein Lied singt noch davon . . .

Erwachen

Noch steh'n die Wolkenstiegen
Von Duft und Silberhauch,
Doch Stab und Lieder liegen
Zu Füßen mir im Strauch.

Aus hohem Himmelsschlosse
Hob sie mein Traum und Drang:
Der Stab hat gold'ne Schosse,
Die Leier neuen Klang.

Und alles Sein und Sinnen
Hat neuen gold'nen Kern,
Und lichte Strahlen spinnen
Um ihn von Stern zu Stern.

Wiederaufbruch

Korn erzählt mit Märchenzungen,
Himmel hat so blauen Blick,
Windhauch streichelt sanft dem jungen
Hain das blonde Haar zurück.

Straße schlängelt in die Weite,
Wo die Berge duftig steh'n —
Herze singe, Stecken schreite,
Wunder darf das Auge seh'n.

Alle liegen ausgegossen,
Die ein guter Gott ersann,
Und sein Arm ist weit erschlossen,
Und sein Herz ist aufgetan.

Die Geschichte des Heinrich Lentz.

Von Alfred Huggenberger. 8

Heinrich hörte ihm zu und sagte nichts. Annette flennte herzbrechend, fing aber, wie der Arzt weg war, sogleich wieder von der an diesem Tage schon mehrmals aufgerollten Teilungsfrage an. Ihre Meinung war, daß man das Gütchen vorläufig, das heißt bis zu ihrer allfälligen Verheiratung, am besten gemeinschaftlich betreiben würde.

Heinrich nickte zu allem ja, war aber mit seinen Gedanken anderswo. „Die Doktoren wollen einem immer etwas weismachen, das sie selber nicht glauben", sagte er. „Ein Herzschlag! Wenn ein kleines Kind auf eine Stunde weit sehen kann, daß ihm die Galle ins Blut übergelaufen ist! Hat man schon je so eine gelbe Leiche gesehen? Und auch wenn's wahr wäre: am Herzschlag stirbt nie einer, wenn das Blut recht ist." —

Während der Marti in den zweiten Tag tot im Hause lag, ging Heinrich gegen Abend fort, ohne der Schwester den Grund seines Weggehens anzugeben. Er selber war sich über sein Vorhaben keineswegs klar, wenn er auch ohne weiteres den Weg gegen Kasparshub hinab einschlug. Mitten im Lochauer Hölzchen schwenkte er etwas vom Wege ab, ließ sich auf einen Tannenstrunk nieder und studierte wieder, wie schon den ganzen Tag hindurch, des langen und breiten über den Traum nach, der ihn gestern Nacht gequält hatte. Auf Steinlis Heuboden hatte er gestanden und der Steinli neben ihm, hilflos, wehrlos, hart am Rand der äußersten Diele. Und von der Leiter aus hatte ihm sein Vater beständig zugewunken, aber er hatte gar nicht verstanden, wie er's meinte. Plötzlich lag der Steinli auf der harten Tenne unten, eine formlose Masse, und er selber hielt ein Büschel von dessen grauen Haaren in der Hand, das zwischen seinen Fingern immer größer und häßlicher wurde.

Als er bei einbrechender Dunkelheit Steinlis Stalltür öffnete, war der Alte eben im Begriff, die Jauche aufzurühren, zu welchem Zwecke er, von der Tür abgewendet, zwei der schweren Laden von der Grube abgehoben hatte.

Da legte es sich wie ein schrecklicher Zwang auf Heinrichs Seele, daß nun der Traum wahr werden müsse. Die Tür sorgfältig hinter sich schließend, faßte er den gebrechlichen Alten mit einem bedächtigen Griff hinten am Rockkragen, drehte ihn halbwegs gegen sich um und weidete sich einen Augenblick an dessen Entsetzen.

„Was willst du da?" brachte Steinli fast nur im Flüsterton heraus. „Du machst so Augen..."

Bei einem vergeblichen Versuch, sich freizumachen, fiel dem zu Tode Erschrockenen die Schirmkappe vom Kopf, und das war für beide zum Heil. Die grauen Haarsträhnen, die ihm wirr über Stirn und Schläfen fielen, brachten Heinrich sogleich zum klaren Bewußtsein zurück. Wie eine Erlösung ging es ihm durch Kopf und Sinnen. Bereits hatte er seine Hand zurückgezogen und rieb sie nun unwillkürlich an den Beinkleidern sauber. „Ich tu Euch nichts", sagte er gelassen. „Bloß den letzten Zahltag hab' ich mir holen wollen, wenn es sich Euch schickt."

„Geht nur hinein, ich komme gleich", sagte Steinli erleichtert und mit gezwungener Freundlichkeit. „Das Geld liegt bereit, ich habe mir schon gedacht, es werde jetzt vor Eurem Ort auch Kösten geben. Neun Taglöhne hat er noch zugut gehabt, mit den deinigen sind es neunzehn."

Er machte sich nun mit sichtlicher Hast daran, die Bohlen wieder über die Grube zu legen, wobei ihm eine derselben in die stickige Jauche hinabglitt. Heinrich half ihm mit einer Mistgabel, das schwere Holzstück wieder herauszuheben. Sowie dem anderen die verhaßte Schirmkappe wieder schräg überm Auge saß, sah er nur das Boshaftfeindselige an ihm und war nahe daran, seine Schwäche zu bereuen.

Steinli ließ ihn erst eine gute Weile allein in der Stube sitzen. Während er dann hereinkam und ihm den kleinen Betrag ausrichtete, saß das gewohnte giftige Lächeln wieder in seinen Mundwinkeln. „Ein Zeugnis wirst du nicht verlangen", fragte er mit der höhnischen Gebärde des sich sicher Fühlenden, und konnte sich nicht enthalten, laut heraus zu lachen. Als Heinrich die Stubentür öffnete, stand Steinlis ältester Sohn mit einem währschaften Knüppel in der Hand im dunkeln Hausgang und noch drei, vier ähnlich bewaffnete Kerle hinter ihm. „So, jetzt gebt dem Hochbaumer noch den Lohn für die Ueberstunden!" munterte der Förster die Zögernden auf. „Und dafür, daß er einen alten Mann angetastet hat!"

Ohne daß sich der Ueberraschte recht zur Wehr setzen konnte, fiel ein Hagel von Püffen und Stockhieben auf ihn nieder. Es kam ihm zustatten, daß in dem engen Gang die Uebermacht nicht genügend zur Geltung kam, so daß er nach ein paar wuchtigen Gegenstößen das Freie gewinnen konnte, nicht ohne vorher seinen zerknüllt und zertreten am Boden liegenden Filz fast mit Lebensgefahr aus dem Knäuel der Angreifer herausgeholt zu haben, die dann nach kurzer Verfolgung wohlweislich von ihm abließen.

Während er, noch immer schwer atmend vor Aufregung, die Dorfstraße hinausschritt, sah er an den Häusern hinauf und hinunter. Es war da kein Schopf und kein Stadel, dem er sich nicht innerlich zu ausdauernder persönlicher Feindschaft verpflichtet gefühlt hätte.

Achtes Kapitel.

Das Teuffenholz.

Der Frühling tat dem Lentzenberg dies Jahr besonders viel Ehre und Freude an. Kaum daß die Kirschbäume an der Sonnenhalde und die alten Schwarzdornbüsche am Rande des Zeltholzes ihr weißes Blütenkleid abgestreift hatten, so bekamen die dichten Obstbaumwälder, in denen sich Dörfer, Höfe und Weiler jetzt wie hinter kleinen Zaubergärten versteckt hielten, ihre große Zeit. Des Blühens war kein Ende, der letzte, älteste Knorren, dem die Axt des Fällers noch mit Not ein Jährchen Gnadenfrist geschenkt, hatte sich festlich angetan. Wenn zwei Bauern sich auf einem Feldweg begegneten, blieben sie unwillkürlich stehen. „Was sagst du zu dem, Nachbar?" „Das gleiche hab' ich dich auch fragen wollen. Wenn der Nutz nach dem Putz ausfällt, so brauchen wir diesen Herbst kein Wasser in den Most zu schütten."

Heinrich Lentz fand manchmal bei sich im stillen, es hätte dies Jahr mit weniger Gepränge abgehen dürfen. Wenn er auf die überlaute Herrlichkeit der Wiesen hinsah, die sich fast über Nacht mit einem gelben Teppich von Millionen und Millionen Butterblumen bedeckt hatten, konnte er sich einreden, der ganze Aufwand an Pracht sei lediglich ihm zum Aerger da.

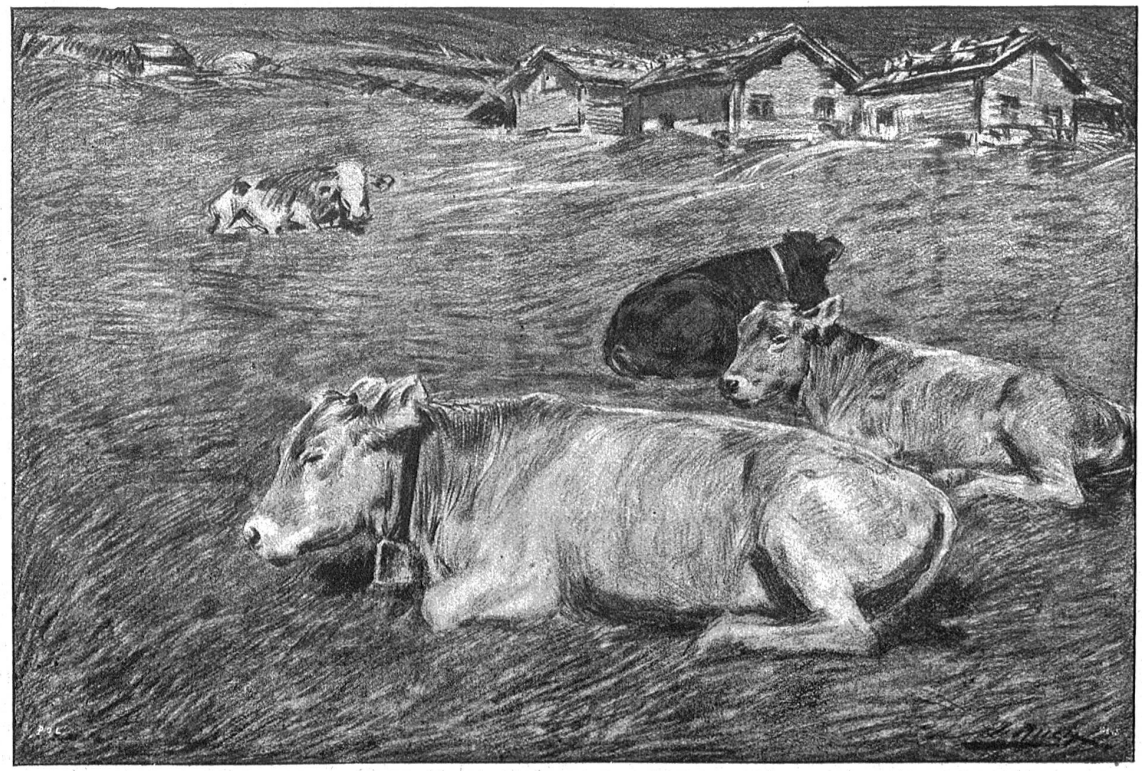
Denn er wollte und konnte diesmal nicht des Frühlings froh werden. Schmerz und Zorn über das ungerecht erlittene Martyrium des Vaters, der eigene, hundertmal zurückgedämmte Groll saßen eingesperrt in seinem Herzen und lauerten auf ihren Tag.

Und nun schien dieser Tag unverhofft in nächste Nähe gerückt zu sein. Vielleicht brauchte es nur ein wenig Mut und guten Willen!...

Der Plan, das Dorf Lentzenholz durch das Mittel eines Prozesses wieder in den Besitz des längst verlorenen Teuffenwaldes zu bringen, war zu einer Zeit öfters von lauten Dorfpatrioten am Wirtstische erörtert und erdauert worden, hatte aber jeweilen nur das eine Ergebnis gezeitigt, der Spottlust der Nachbarn zu Kasparshub neue, wohlfeile Nahrung zuzuführen. Nach und nach war die Sache unvermerkt aus Abschied und Traktanden gefallen; kein Mensch redete mehr davon, als der fünfundachtzigjährige Räuchlersemi, den aber niemand im Dorfe ernst nahm, schon weil er bei seinem Schwiegersohn, dem Radhofer, das Gnadenbrot aß, seitdem er auf dem schönen Räuchlergut abgewirtschaftet hatte. Heinrich, der in diesem Frühjahr viel auf dem Radhof um Taglohn schaffte, konnte fast jeden Tag zuhören, wie der Semi mit der unbeirrbaren Gelassenheit des Ueberzeugten behauptete, die Zurückgewinnung des Teuffenholzes sei nur eine einfältige Geldfrage, so wie sich ja das ganze Weltgetriebe einzig um den Kostenpunkt drehe. Von Zeit zu Zeit machte der Alte, gewöhnlich beim Mittagessen und im Beisein der Dienstboten, den komisch wirkenden Versuch, seinen Schwiegersohn um ein Darlehen von vierhundert Franken anzupumpen. Mit diesem Betrag, das war seine felsenfeste Ueberzeugung, würde der Zeerli in Schmelzach denen von Kasparshub das Teuffenholz innert sechs Wochen abprozessieren. Es handle sich lediglich um die Auffindung einer abhanden gekommenen G'schrift, und in solchen Sachen sei der Zeerli einem rich-

tigen, studierten Advokaten haushoch über, weil die vor lauter Verdrehen bei ihren Händeln immer in kurzem vorn und hinten nicht mehr voneinander zu unterscheiden vermöchten.

So zugeknöpft sich der Radhofer zeigte, so steif und hartnäckig hielt der Semi an seinem Glauben fest. Er ermangelte nicht, gewissermaßen als Gegenleistung für die Erfüllung seines Herzenswunsches seinen baldigen Weggang in sichere Aussicht zu stellen, während er im andern Falle vorläufig unmöglich sterben könne.



J. Ruch: Mittagsrast.

Aber auch diesen höchsten Trumpf spielte der Räuchlersemi vergeblich aus, obschon man dem Radhofer heimlich nachredete, daß er wohl zum Einlenken bereit wäre, wenn er nachher betreffend das Ableben des Alten einige Sicherheit in den Händen hätte. Item — am End aller Enden ging dem Tode die Geduld aus, und der Semi mußte sich ungeschaffter Dinge ins Jenseits verziehen.

Der Vielbelächelte hätte sein Haupt immerhin mit einer gewissen Genugtuung zur Ruhe legen können, hätte er geahnt, daß einer hinter seinem Sarg hergehn würde, der fast ohne Wissen und Willen im heimlichen bereits sein zweifelhaftes Erbe angetreten hatte. Am ersten Sonntag nach Semis Leichenbegängnis pilgerte Heinrich Lentz nach Schmelzach hinab, nur von sich selber beraten und plötzlich durchdrungen von der wunderlichen Zuversicht, daß ein Glücksfinger ihm diesen Weg gewiesen habe. Und der Winkeladvokat Zeerli schien genau zu wissen, daß er kein Wort zu viel und keines zu wenig sagen dürfe. In gelassen überlegener Auseinandersetzung und an Hand von hundert Paragraphen, die er ihm aus dicken Gesetzbüchern vorlas, legte er ihm einwandfrei dar, daß es sich hier wirklich um eine lächerlich primitive Materie handle. Eigentum, das einer im Spiel gewonnen, sei und bleibe dubios; ein Idiot könne diesen lukrativen Prozeß gewinnen, falls eine genügende Präzipualquote zur Disposition stehe, das heißt, wenn man ihm mit den erforderlichen Subsidien zur Erlangung diverser Aktenstücke an die Hand gehe. Ein eigentliches Glücksgeldlein in diesem Falle, da es ja dem weitsichtigen Auftraggeber nach seiner vollen und ganzen Ueberzeugung mehr als hundertfach in die Taschen zurückfließe.

An diesem denkwürdigen Tage nahm Heinrichs Leben gleichsam einen neuen Auftakt; ein Angelpunkt war jetzt da, um den sich sein schwerfälliges Denken während Traum und Arbeit drehte: die Sorge um das Zusammenklauben des Prozeßgeldes, das der Zeerli nach mehrfachen Bemühungen endlich von vierhundert auf dreihundert Franken herabgesetzt hatte, seiner Versicherung nach rein aus angeborenem Rechtsgefühl und aus persönlichem Interesse an der Sanierung ungesunder Proprietätsverhältnisse.

Heinrich mußte leider bald die niederschlagende Beobachtung machen, daß es beim besten Willen mit der Geldbeschaffung im Schneckengang oder eigentlich gar nicht vorwärts ging. Wohl war es ihm gelungen, für die freie Zeit in dem fast anderthalb Stunden entfernten Zachenrieter Staatswalde dauernd Arbeit zu finden; wohl vermochte er den Tagesverdienst um ein paar Rappen zu steigern, indem er regelmäßig einen Teil des Mittagbrotes an seinen Nebenarbeiter Kleiner verkaufte, dem Gott die Gabe des Essens verliehen. Auch das Vergnügen eines Sonntagsschoppens versagte er sich Wochen und Monate hindurch. Aber der vorläufige Enderfolg seiner nachdrücklichen Bemühungen war lediglich die Einsicht, daß er auf diesem Wege kaum in zwanzig Jahren ans Ziel gelangen würde. Was er unter Entbehrungen erackert und ergattert hatte, zerfloß jeweilen im Haushalte, fast wie der Tropfen auf einem heißen Stein. Es nützte nicht einmal viel, daß Heinrich dem Grunde des Unsegens nach und nach auf die Spur kam; denn dadurch war dieser keineswegs aus der Welt geschafft. (Fortsetzung folgt.)

Ein Sprung in die dritte Dimension.

(Schluß.) Von Walter Schweizer. (Nachdruck verboten.)

Von seiten des Flugleiters wird uns ein überaus lieber Empfang, schnell wird ein Täßchen Kaffee sich zu Gemüte geführt, sich in dem Flugrestaurant umgesehen, während